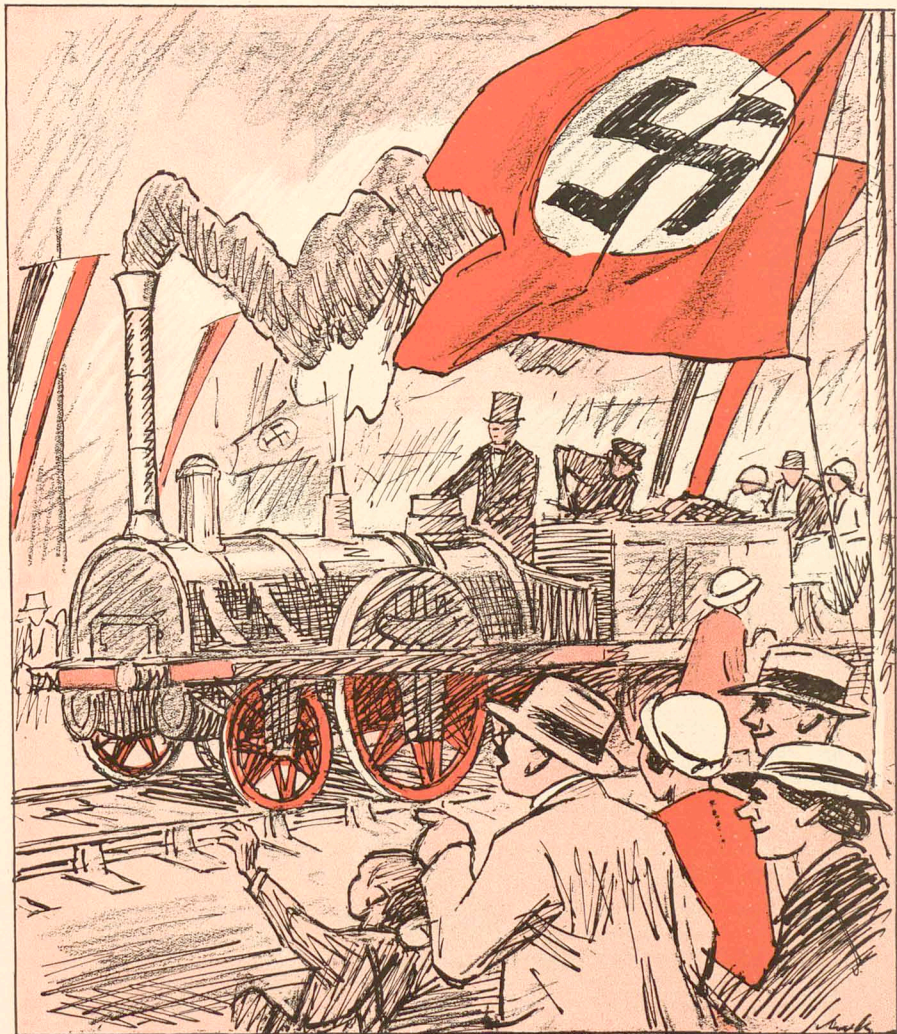


SIMPLICISSIMUS

Hundert Jahre deutsche Eisenbahn

(Wilhelm Schulz)



„Das is also die Stamm-Mama der heutigen Stromlinienlokomotive? So 'n Fortschritt soll die Natur mal der Technik nachmachen!“

In aller Stube

Die letzten Sterne flimmern flau.
Hell wiehert es durchs Morgengrau.
Ein Wagen knarrt.

Und wieder hebt das Wiehern an,
und immer wieder ruft der Hahn
auf fehler Spur . . .

Von einem Hofe, fern im Feld,
ein Hahnentruif als Antwort gellt
— wie traumgenarrt.

Wie? Oder — und mir preßt's die Brust —
kennt Brücken, von uns ungewußt,
die Kreatur?

Dr. Omlag

Die Vollendete / Von Willfried Tolhaus

Es wäre sehr interessant zu wissen, warum der liebe Gott im August 1895 so freundlich auf die Menschheit gestimmt war, daß er ihr in Editha ein nahezu vollendetes weibliches Wesen bescherte. Auch Editha selbst dachte häufig darüber nach, ohne es ergründen zu können. Sie beschloß also, sich mit der Tatsache, auf allen Gebieten menschlichen Könnens phänomenal begabt zu sein, abzufinden und, so weit es ihr möglich war, ihre stolze Freude darüber hinter einer Haltung zu verbergen, die sie Bescheidenheit nannte.

Dank dem Reichtum, den ihr verstorbener Vater im Sturmpfand zusammengebracht hatte, konnte sie auf einen Beruf verzichten, was insofern ein Segen gewesen ist, als sie vielen Gleichstrebenden durch ihre überragenden Talente sonst das Leben völlig hätte verbittern müssen. Ihre Genialität erlaubte ihr, die Substanz ihres Wissens dadurch zu erhalten und zu mehren, daß sie schwierige Bücher aus allen wissenschaftlichen Arbeitsgebieten kaufte und längere Zeit — teils unaufgeschnitten — auf dem Tisch neben ihrem Diwan liegen ließ. Das genügte, um sie jederzeit völlig über alles Bedeutende zu unterrichten.

Da sie selbstverständlich auch sehr schön war — bis auf eine etwas rüchliche Nase, schlechte Zähne und eine allzu deutliche Magerkeit, sollte man denken, es wäre ihr gegangen wie den Prinzessinnen im Märchen, die ihren zahllosen Bewerbern Rätsel aufgaben und sie, wenn sie die Lösung nicht fanden, stäupen, hängen oder köpfen ließen. Aber so war es nicht.

Das kam daher, weil Editha nur auf geistig hochstehende Männer Wert legte und zu ihrem Leidwesen erkennen mußte, daß gerade diese in der Gegenwart einer vollendeten Frau ihre Nüchternheit verloren, verlegen wurden und jede sich bietende Gelegenheit benutzten, um sich unverzüglich zu entfernen.

Diese Komplexe konnten nach ihrer Meinung nur mit psychoanalytischen Methoden beseitigt werden, denn es handelt sich darum, die ins Unbewußte gedrängten Erlebnisse, Gedanken und Wünsche wieder ins Bewußte zu heben, also im vorliegenden Falle bestimmten männlichen Personen, die es nicht wußten, klarzumachen, daß sie die Vollendete liebten und auf Gegenliebe hoffen durften.

Dazu war für Editha an sich nur nötig, die gesamte psychoanalytische Literatur anzuschaffen und längere Zeit von ihrem Dienstmädchen abstauben zu lassen. Aber das genügte ihrer Gründlichkeit nicht. Sie nahm Unterricht bei einem Psychoanalyti-

ker, der glücklich war, endlich die geniale bar zahlende Schülerin gefunden zu haben, nach der er schon lange gesucht hatte. Diese Zeit geistiger Askese, die sie fern von den Menschen zu verbringen wünschte, schien ihr geeignet zu sein, sich einige Zähne bei einem äußerster modernen Zahnarzt nach einem Verfahren erneuern zu lassen, das den Patienten die Illusion ließ, sie kauten noch weiter mit ihrem eigenen Gebiß. Es traf sich nun so, daß die Zahnbehandlung zugleich mit ihren psychoanalytischen Studien abgeschlossen werden konnte. Experimente, die sie mit dem noch „in den besten Jahren“ stehenden Herrn Doktor während seiner Arbeit angestellt hatte, schienen ihr sehr glücklich zu sein. Sie war also keineswegs verwundert, als ihre erste Versuchsperson eines Tages die folgende Ansprache an sie hielt:

„Sie werden es nicht glauben, mein gnädiges Fräulein, aber ich bin sehr traurig, daß unsere Behandlung zu Ende ist. Eine Patientin, die so wundervoll den Mund offen hält wie Sie, habe ich in meiner langen Praxis überhaupt noch nicht gehabt. Und dann kommt auch etwas von Ihnen, das mich auf ausgezeichnete Gedanken für meine Arbeit bringt. Wenn dieser Zahnersatz wirklich ein Meisterwerk geworden ist, so haben Sie selbst daran den größten Anteil.“

Editha blieb in die Ecke des herrlichen Polsteressels geschmiegt, mit dem moderne Spezialisten den Marterstuhl des Zahnreißens von früher zu ersetzen pflegen, und richtete ihre bezaubernden Augen auf den noch immer leicht gehemmen Bewunderer. „Ich habe eine seltsame Macht über Menschen“, sagte sie äußerst musikalisch, „in meiner Gegenwart steigern sie sich über sich selbst hinaus. Schauspieler spielen besser, wenn sie wissen, ich bin im Theater, und die Stimme der Sänger gewinnt die Höhe oder Tiefe, die sie haben will, leichter, wenn ich seelisch

(J. Hegenbarth)



dabei helfe. Das ist kein Verdienst, dessen man sich rühmen kann, sondern eine Gabe, die man dankbar hinnehmen muß.“

Nun machte sie eine Pause, hob dann den Kopf ein wenig, nahm ihren Partner in das Leuchten eines Blickes, das ihn sichtlich durchschauerte, und fragte dann: „Sie beobachten also auch, daß Ihnen die Arbeit bei mir leichter wird als bei anderen?“

„Leichter ist kein Wort!“ erwiderte der Meister der falschen Zähne. „Ich habe die Empfindung, ich tanze, ich bin berauscht, ich fliege. Zuweilen hat mich während Ihrer Behandlung nichts ein unbeschreibliches Glücksgefühl geweckt. Ich sah dann mit flammenden Buchstaben aus dem Dunkel die Notiz auf dem Kalenderblatt des nächsten Tages leuchten, die ich über unsere Zeitvereinbarung gemacht hatte.“ Das hörte Editha gern. Da sie aber auch eine Kaufmannstochter war, nahm sie an, nach soviel Freude werde er sich der Ordnung halber höchstens die baren Auslagen für die Behandlung ersetzen lassen.

Sie stand auf und probierte nun das „lösende Stimulans“ aus, über das ihr psychoanalytischer Lehrer einige unklare Bemerkungen gemacht hatte. Es war grenzenlose Zärtlichkeit in ihrem Ton und doch die ganze Würde einer fast vierzigjährigen Jungfrau: „Ich will Ihnen helfen — Herr Doktor — dies Erlebnis zu bewahren“, sagte sie. „Soll das geschehen, müssen Sie ganz offen aussprechen, was Sie empfinden — ohne Vorbehalt, rücksichtslos gegen sich und mich.“

Da verstummte der Herr Doktor, fing an, sich die Hände zu waschen und dies Verhalten damit zu begründen, daß die feineren Regungen seiner Seele durch seine anstrengende Berufsarbeit sehr beschädigt würden.

Es war also noch nicht so weit.

Edith brach darum den Versuch ab, zeigte noch einmal mit holdem Lächeln, wie schön die neuen Zähne zwischen den alten saßen, und schien sich zum Gehen zu wenden. An der Tür hielt sie ein und fragte: „Macht es Ihnen Schwierigkeiten, mir die Rechnung gleich mitzugeben?“

„O nein. Sie ist sogar schon fertig“, erhielt sie stürmisch zur Antwort. Der Herr Doktor stürzte an seinen Schreibtisch, schob ein Blatt, das er wohllos aus einer Mappe genommen hatte, in einen Umschlag und überreichte es Editha mit einer Verbeugung, in der noch immer fast zuviel Demut war.

Editha wußte, das Blatt war leer. Also Unkosten für den Unterricht in der Psychoanalytik (Stunde zehn Mark) hatten sich also gelohnt. Sie nahm den Umschlag sich

(Fortsetzung auf Seite 194)



„Sieh doch den prachtvollen Segelflieger! Er schwebt so herrlich lautlos, daß ich sicher seine Liebeserklärung hören könnte, wenn er sie mir 'runterflüsterte!‘“

Das Schiff zu Paradeis

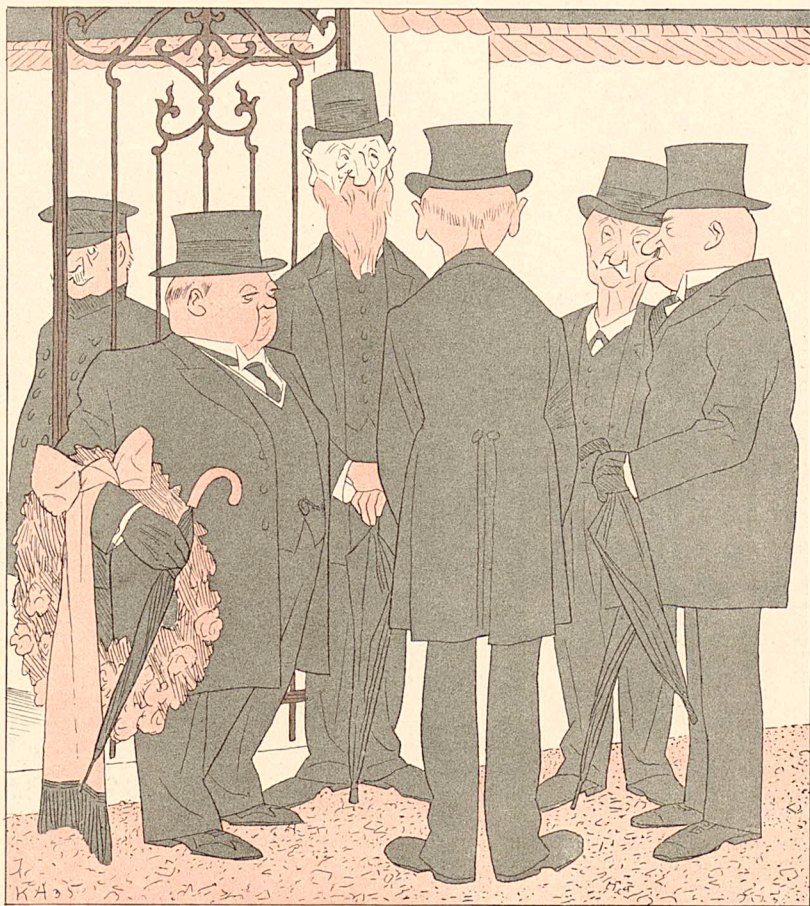
Von Hans Leip

*Eines Abends vor der Insel Paradeis
Auf zwölf Faden Tiefe ankerte ein Schiff,
Und es war im ganzen wie die Brandung weiß,
Nur der Schlot war rot wie das Korallenriff.*

*Und es wurde dort zur Nacht Musik gemacht,
Und es kamen viele Boote vom Afoll,
Und sie hörten, wie man tanzte dort die Nacht
Und auch, daß dort Mädchenlachen laut erscholl.*

*Und ein Feuerwerk stieg auf, acht Glas vorbei,
Und beleuchtete weithin Schiff, Meer und Riff.
Aber später hörte man verweht Gedruei,
Und am Morgen sah man nichts mehr von dem Schiff.*

*Eine weiß und rote Kinderpuppe trieb
Mit der Brandung an den Strand von Paradeis.
Und sie war es, die allein ein Zeugnis blieb
Dessen, was man dort von jenem Schiffe weiß.*



„Für 'n Stammtisch werd si' unterm Nachwuchs kaum an Ersatz für eahm find'n – d' heutige Jugend hat ja vor lauter Sportbegeisterung koane höheren Interessen.“

Die Vollendete

(Fortsetzung von Seite 182)

spitzen Fingern in Empfang, verschwendete noch einmal den Zauber ihres Blickes und ging hinaus. Im Flur öffnete sie das Kuvert, um den Sieg nun im stillen ganz auszukosten. Sie las: „Für zahnärztliche Bemühungen, Ersatz von acht Zähnen und sieben Plomben 1340 Mark. Gefl. per Bank auf Konto.“

Einhundertfünfzig Mark für den Zahn! Wo blieb da der Gegenwert für das unendliche Glück, das sie diesem lächerlichen Zahnklemper verschafft hatte, indem sie sich ihm zur Behandlung anvertraute?

Schon war sie wieder an der Tür. Das Mädchen öffnete. Der

Herr Doktor hatte noch keinen neuen Patienten in seinem Salon. Er empfing sie, anscheinend ohne zu ahnen, was ihm bevorstand. — Editha hielt ihm die Rechnung hin und wollte wissen, ob es sich um einen Irrtum handle.

Der Gefragte senkte seine Nase tief auf das Papier, schüttelte den Kopf und sagte, noch immer scharmant: „Das sind meine Honorare, mein gnädiges Fräulein.“

Da zeigte ihm Editha ihre, nein seine Zähne, diesmal sogar mit völlig freiem Zahnfleisch. Und was geschah? Der Doktor strahlte und stellte fest: „Von dem präsenilen Schwund ist nichts mehr zu sehen!“

Editha parierte diese Niederträchtigkeit mit der Bemerkung, ihr Anwalt werde den weiteren Verkehr übernehmen. Nun veränderte sich auch der männliche Partner dieses an-

Der Gemütsmensch

(Vierthaler)



„Schad' is 's scho', daß i net g'heirat' hab! Allerweil allo si' 'rumärgern, dös macht aa koa Freud!“

Die Vollendete

(Schluß von Seite 184)

gemeinen Gesprächs. Es bewies sich tatsächlich, daß die Anwesenheit Edithas auf Tonbildungen Einfluß ausüben konnte. Die Stimme des Zahnarztes sank um eine Oktave. „Ja, meinen Sie denn —“, fragte er langgezogen und mit einem drohenden Trommelwirbel in der Stimme, „daß ich mir die Nervenstrapaze, die der Umgang mit einer Patientin Ihrer Art verursacht, nicht entsprechend honorieren lassen soll? Wenn Sie es auf eine Klage ankommen lassen wollen, mir kann es recht sein. Der Prozeß ist eine unbezahlbare Reklame!“

Als er es aussprach, sah sich Editha im Gerichtssaal. Auf den Zuschauerbänken saßen die Damen und Herren ihrer Bekanntheit. Der Doktor würde sagen: „Herr Vorsitzender, lassen Sie die Klägerin lächeln und suchen Sie mir die acht falschen Zähne, die dabei in ihrem Gebiß sichtbar werden, heraus, wenn Sie es können.“ Und der Mann hinter dem hohen Tisch, der sicherlich auch bereits unter ihrem Bann stand, mußte, gezwungen durch sein Richteramt, verlangen, daß sie lächle. Was blieb ihm übrig, wenn sie es tat, als zu sagen: „Niemanden sah ich jemals rückender lächeln.“

Dann aber kam gewiß aus dem zahnärztlichen Munde das Bekenntnis: „Herr Richter — unter Nervenstrapazen, von denen ich gesprochen habe, verstehe ich die gewaltige Energie, die ich aufwenden mußte, um in dieser berücksichtigenden Frau nur die durch das Gesetz geschützte Patientin zu sehen.“

Wie Editha das dachte, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Sie begriff, die ganze gegenwärtige Situation erklärte sich allein daraus, daß sie psychoanalytisch unrichtig gehandelt hatte. Es war ihr zwar gelungen, gewisse Hemmungen aus dem unglücklichen Manne vor ihr hinauszudrängen — aber nicht, jene anderen dafür einzubauen, die dem Patienten den Mut gaben, an dem Erfolg seiner Liebe zu glauben. Wie hatte ihr Lehrmeister gesagt? „Die Psychoanalyse hat mehr Menschen zerstört als geheilt.“

Kein Zweifel, auch dieser Beklagenswerte war seelisch ruiniert. Fürs erste würde er den Mut zu einem offenen Bekenntnis seiner Gefühle für sie nicht mehr aufbringen, darum rettete er sich hinter sein Berufsmenschenentum.

Armer Doktor!

Ihr Antlitz gewann seine Güte zurück. Sie nahm ihr Scheck-

buch aus der Handtasche und schrieb mit ihrer edlen klaren Handschrift die Summe der Rechnung aus.

Beim Hinausgehen sah sie, wie der Zahnarzt mit seinen schönen Händen zärtlich über das Papier strich. Sie fand es vom psychoanalytischen Standpunkt aus äußerst interessant, ob und wann er es fertig bringen werde, sich von ihrem Autogramm zu trennen.

Es geschah nach ihrem Bankausweis noch am gleichen Vormittag, jedenfalls nur, weil er später kaum noch die Kraft dazu gehabt hätte.

Lieber Simplicissimus!

Ich traf den Buchhändler K. „Na, wie geht's Geschäft?“ „Oh, ganz unterschiedlich“, meinte er, „gestern vormittag zum Beispiel war eine Dame da, die einen Reklamakatalog verlangte. Mittags war es dann wieder etwas ruhiger.“

Unser Vetter Karl ist nicht übermäßig intelligent und manchmal von einer geradezu unwahrscheinlichen Begriffstutzigkeit. Als er ins Examen stieg, bangte die ganze Familie um ihn. Es war denn in der Tat verheerend. Vetter Karl hatte gerade da seinen allerschlechtesten Tag. Der Examinator versuchte es zuerst mit engelsmilder Güte, dann malte sich leichtes Befremden auf seinen Zügen, und zum Schluß sagte er erzürnt: „Bringen Sie zuerst Ihren Kopf in Ordnung, dann kommen Sie wieder!“ Vetter Karl grüßte höflich und verfügte sich zum nächsten Friseur.

Als infolge der Stuttgarter Weißenhofsidierung vor Jahren die Debatte über moderne oder bodenständige Bauweise weitere Kreise ergriff, stritten sich in einer Wirtschaft auch biedere Bürger über das heikle Thema. Einer saß dabei und hörte stillschweigend zu. Wie aber die Schwätzerin ins Endlose geht, gibt er sich einen energischen Ruck und sagt: „I ben net für flache Dächer od net für spitzige Giebel — i ben für Heilbronner Riesling!“ Sprach's und bestellte noch ein Viertel.

Manchmal bin ich tausend Jahre alt . . .

VON RACHINFUS

Manchmal bin ich tausend Jahre alt
und sehr groß.

Dann stecken meine Füße in einem warmen Moorgrund,
und zwischen meinen Zehen sind moosige Teiche.

Ich brauche mich nur ein wenig zu rühren, und ein Schopf
Enten geht hoch.

Neben meinem linken Ohr wächst eine Fichte,
auf der immer eine einjame Krähe sitzt . . .

Über den Augen beginnt das Krüppelholz.

Auf meinem Scheitel ist ewiger Schnee. —

Es ist sehr viel Platz auf mir vorhanden.

Luft für todsichere Kapitalanlagen.

Aber ich bin nicht sehr glücklich, wenn ich tausend Jahre
alt bin,

denn ich habe merkwürdigerweise gerade dann eine schmerz-
liche Sehnsucht,

mit einem jungen Mädchen, Arm in Arm, über Land zu
gehen

und alle die süßen Dinge mitzunehmen,

die das Leben einmal so angenehm machten,

als ich noch nicht tausend Jahre alt war.

Wenn der Mensch durch Moralpredigten zu besser wäre, hätten wir hienieden schon längst lauter Heilige. Dem ist aber nicht so. Immerhin kann man immer wieder auf die verderbte menschliche Natur und die „reizende Lust zum Bösen“ gebührend und mit Nachdruck hinweisen, in der stillen Hoffnung, daß doch etwas hängen bleibe. In der württembergischen Gemeinde R. tut das der Herr Pfarrer mit viel erstem Eifer. Es haben ihn alle im Dorf sehr gern, denn man ist allseits der Überzeugung, „er meint es gut“, aber die erstrebte Zerknirschung stellt sich nach seinen Predigten doch nicht in dem Maße ein, wie er es gerne möchte. „Sia hen“, sagt ein alter, bedächtiger Bauer einmal nach dem Gottesdienst zu ihm, „wieder guet predigt; aber i han drbei an mein Knecht denke müesse. Wenn i von dem z' viel verlangt, tuet er emmer am wenigste.“

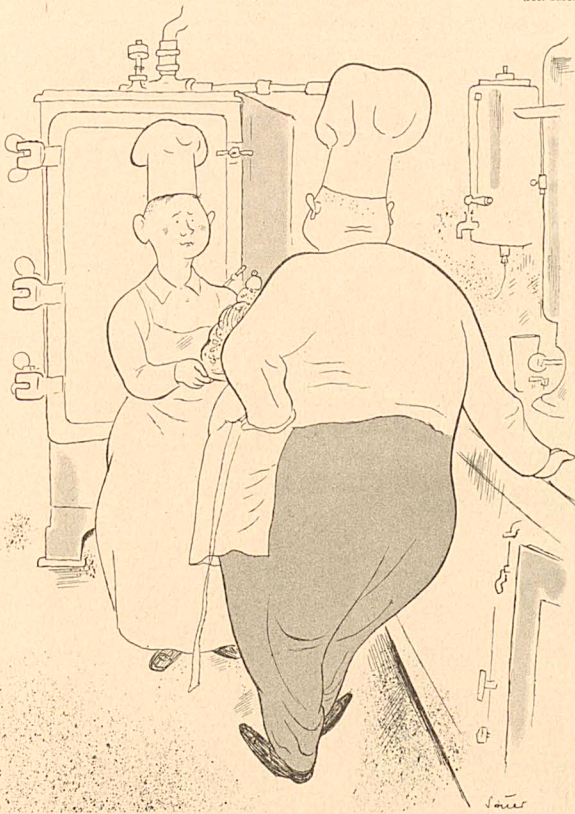
Edgar und Klärchen verabredeten sich oft in die staatliche Gemäldegalerie. Man war dort so ungestört. Kein Mensch weit und breit. Still verklärt wandelten sie allemal durch die verlassen Räume, sich ab und zu die Hände drückend. Die Bilder wurden kaum beachtet; manchmal blieb man vor dem oder jenem stehen, aber nur, um sich was Hübsches ins Ohr zu flüstern. Es war jedesmal reizend; nur der Aufseher störte zuweilen ein wenig.

Eines Tages begegneten sie auf ihrer Promenade durch die weiten Räume einem stark bejahrten Paar. Klärchen zeigte sich ehrlich erstaunt. „So alt und noch so dumm!“, sagte sie und rümpfte, einer kleinen moralischen Anwendung Raum gebend, leicht das Näschen. Aber Edgar suchte die Alten ritterlich in Schutz zu nehmen: „Vielleicht kommt sie wegen die Bilder — en dem Alter ischt alles möglich.“

In den Jahren nach der Inflation war der Bauunternehmer K. durch nicht ganz unbedenkliche Aktionen zu Geld gekommen. Er glänzte vor Speck und Zufriedenheit, und jedermann konnte sehen, daß seine Uhrkette ohne Zweifel massiv Gold war. Im übrigen blieb er den primitiven Genüssen seines bisherigen Lebens treu.

Die Frau Gemahlin indessen empfand immer mehr dem neuen Reichtum entsprechend gesellschaftliche Verpflichtungen. Auf ihr beharrliches Drängen richtete man sich funkelagelneu ein. Alles war sehr vornehm. Das Herrenzimmer sollte ganz moderne Stahlmöbel bekommen. Aber K., der bis dahin zu allem schafgeduldig „ja“ gesagt hatte, protestierte energisch. „Oin Raum“, sagte er aufgebracht, „will i wenigstens han, wo i o'scheniert en Rettich veschpere ond Moscht trenke ka.“

Wir führen, volksbildnerischen Bestrebungen obliegend, im Auto auf die Schwäbische Alb. Im Dörfchen H. bei Urach traten wir erlebnisdrurstig in das Gemeindebathaus ein. Es ergab sich alsbald ein lebhaftes Gespräch mit dort munter haltierenden Frauen. Sie kannten uns nicht und zerbrachen sich sichtlich den Kopf, wer die drei Herren wohl sein könnten. „Nun“, sagte der Heimatdichter R., „wie taxieren Sie uns?“ Die eine der Frauen, eine sehr resolute Vierzigerin, sah uns prüfend an. Bei dem „postierten“ Direktor B. gab vielleicht sein Automaten den Ausschlag, daß sie nach kurzem Zögern die Vermutung aussprach, er könne unter Umständen ein Viehhändler sein; der Dichter R. ward als Reisender eingeschätzt, wobei offen blieb, auf was er reise. Dann kam sie an mich. Mir war nicht wohl dabei, denn ich war der am wenigsten Prominente unter uns dreien. Aber offenbar machte ihr mein blasses Gesicht und meine hagere Gestalt am wenigsten Kopfzerbrechen, denn sie sagte ohne Zögern: „Sia, Sia send scho eher a Herr!“



„Wat, wieder nicht anjebrennt? Junge, Junge, von wat sollste denn lern'n, wenn de keene Fehler machst?“

Praeter propter

Dierk Jünk, Schafhirte und sechzig Jahre alt, ist weit in der Welt herumgekommen. Er kann sogar, obgleich er heute nur mehr ein Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch spricht, ein wenig Englisch und Französisch, und die zum Leben notwendigen Matrosenflüche kennt er in allen sieben Weltsprachen.

Nur Latein, kein Wunder schließlic, kann er nicht. Neulich aber hat er versucht, sich auch in dieser Sprache so gut wie es geht zurechtzufinden. Kommt da der alte, längst pensionierte Professor Schleuhof den Abhang herunter, guckt sich Dierk Jünks Schafherde an und stellt fest, daß eine ganze Menge Hühner zwischen den Schafen herumlaufen.

„Sieh da, sieh da!“ sagt er. „Haben Sie sich ein Hühnerzucht zugelegt?“

„Tscha“, brummt Jünk, „dat soll wo so sein, Herr Professor.“
Schleuhof betrachtet die Tiere. „Oh hm!“, fragt er dann weiter, „wieviel, hm, hm, wieviel Hühner haben Sie denn da praeter propter?“

„He?“ fragt Jünk und hält sich die Hand hinter's Ohr.

„Wieviel Hühner sind das praeter propter?“ wiederholt der Professor.

„Wieviel?“ murmelt Dierk Jünk, „so — tscha, nu — Herr Professor, dat sind tscha woll fiefunzwintig praeters en twee propters.“

Flucht

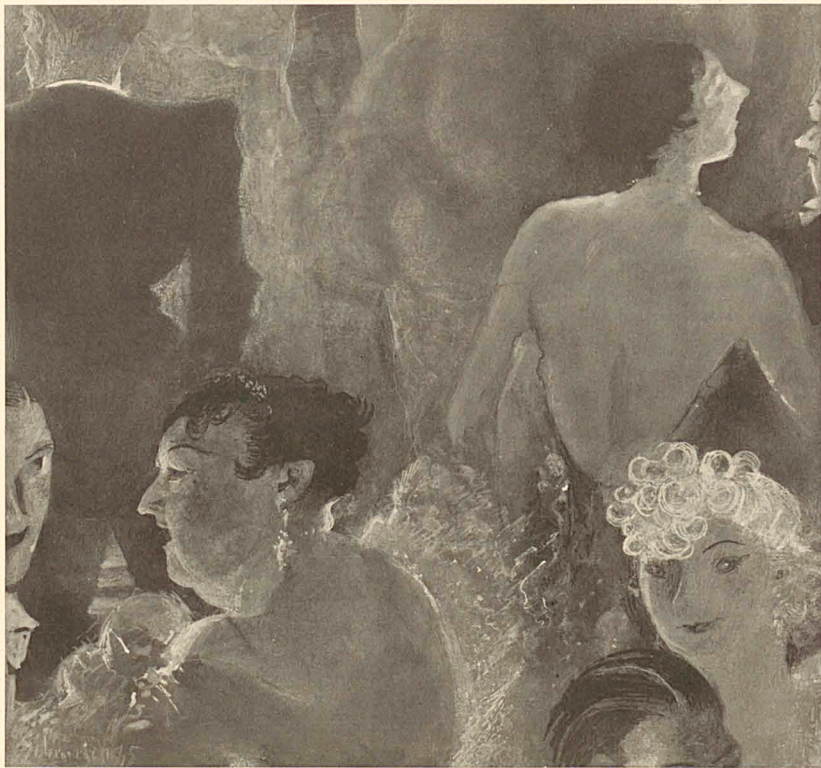
Max geht mit der Mutter, die sich einen neuen Hut kaufen will. Max sitzt geduldig auf einem Stuhl und schaut gelangweilt zu. Schließlich aber erhebt er sich und geht auf die Blut schwitzende Verkäuferin los: „Sagen Sie mal, Fräulein, wie komme ich hier zur Spielwarenabteilung?“

Ihr Blick

Heckel hat ein seelisches Leiden und saß beim Hypnotiseur. Der blickte Heckel starr in die Augen. „Schon wieder dieser Blick!“, seufzte Heckel, „und gerade deswegen bin ich doch hier!“

Von vorgestern

(Paul Scheurich)



„Was, als Gemeiner müssen Sie bei der Reichswehr dienen? Aber man wird sich doch nicht erlauben, Sie zu duzen?“

Ein heißer Tag / Von Ernst Kreuder

Berring hat die ganze Woche auf diesen Samstagnachmittag gewartet. Jetzt ist es wieder einmal so weit. Er hat nach dem Essen das Hausmädchen fortgeschickt und beurlaubt, bis Montag früh. Es ist ungeheuer heiß heute, und der Garten muß am Abend tüchtig Wasser bekommen. Nun ist es in dem kleinen weißen Landhaus am Ende der breiten Siedlungsstraße vollkommen still. Berring hat keinerlei Verabredungen, und erst am Montag früh muß er wieder in die Stadt, in das Büro von Sanders & Kraag, Gartenbauarchitekten. Also anderthalb Tage. Wenn er die Woche über an seinem Pult steht und Entwürfe verbessert, sich den Kopf zerbricht über eine neue Kalksteintart für Stützmauern oder über eine besonders passende Zusammenstellung für das Waldstück einer Gartenvilla: Kiefern, Eichen, Akazien, Holunder, da es sich um einen Steilhang handelt und der Ausblick auf den See angenehm durchbrochen werden soll — dann liebt er es, pessimistisch zu sein in bezug auf das ersahnte Wochenende. Es wird regnen, er wird Zahnschmerzen haben, einen verdorbenen Magen, Verdruß vom Büro, oder einfach schlechte Laune,

vielleicht einen unerwarteten, unerwünschten Besuch, es gibt zahllose Dinge, die eintreffen können, um die ersahnte Wochenendruhe zu zerstören. Und wenn dann nichts von allem geschieht, kein Blitz das Haus spaltet und keine alte Tante ihren klaffenden Kötter in seinem Garten spazieren führt, dann findet Berring, daß er es beinahe unverdient gut hat. Er stellt seinen Liegestuhl in den Garten, hinter den breiten chinesischen Wacholder, spannt den Gartenschirm auf, und auf das Täschchen darunter kommt das Glas Zitronensaft mit Eisstückchen, die illustrierte, ein leichter Roman, einige Brasil-Zigarillos und die Sonnenbrille. Er hat gut, aber leicht gegessen, um sich nicht den Nachmittag zu verderben, und die Post hat er einfach im Briefkasten liegen lassen. Er streckt sich in dem Liegestuhl aus, im Schatten des runden Gartenschirms, es riecht nach heißer Erde und heißen Pflanzen und einem Gemisch von vielen Blumendüften. Die Hitze liegt wie ein songendes, unbewegliches, schattenloses Feuer im Garten und erzeugt jene schwere, übervolle Stille, die Berring so sehr liebt. Der Himmel über dem Land ist sehr hoch

und von mattem, gläsernem, windhaftem Blau, eine Kuppel aus unstofflichem Leuchten, ein unhörbarer Bezirk der Ferne und des traumfügen Lichts. Berring bleibt einige Minuten unbeweglich liegen. Er ist noch nicht ganz in die Stille hier hineingekommen, er ist der Arbeitswoche noch nicht ganz entronnen. Er hat gebadet und sich völlig umgezogen, er wird sich erst neutralisieren müssen, lesen, rauchen, träumen, und er freut sich schon auf das Betrachten der neuen illustrierten, auf die Bilder aus aller Welt, auf diese kleine Reise nach fremden Ländern und Meeren. Er setzt die Sonnenbrille auf und trinkt einen Schluck Zitronensaft und will sich eine von den langen, dünnen, schwarzen Zigarillos anzünden, als er merkt, daß er keine Streichhölzer mitgenommen hat. Er muß aufstehen und ins Haus gehen. Unwillkürlich geht er in sein Zimmer an den Schreibtisch, statt in die Küche, wo er die Zündhölzer eher finden würde. Er zieht eine Schublade heraus und sucht nach der kleinen, silbernen Zündhölzbüchse, aber die ist ganz hinten unter Karten und Briefen und Mappen begraben. Dabei sieht er ein kleines Foto von seiner

(Fortsetzung auf Seite 190)

Der Waffenlieferant als Friedensengel im Gran Chaco

(E. Thöny)



„Schluß, meine Herrschaften! Wer nicht zahlen kann, darf auch nicht schießen!“

Ein heißer Tag

(Fortsetzung von Seite 188)

Frau. Sie steht im weißen Badeanzug im Gras an einem See, Momentaufnahme in der Sonne, sie fängt gerade einen Ball auf. Zuerst denkt Berring: wirklich gute Figur. Diese langen Beine und der schmale Kopf, ausgezeichnet in den Proportionen, ruhig ausgewogen, Schultern, Arme und Hüften in unwiderstehlichem Zusammenklang. Vielleicht ein bißchen leicht, die Figur, leicht und glatt, aber eine ausdauernde Läuferin, Schnelligkeit, Entschlußkraft. Unversehens hat sich Berring gesetzt. Er legt das Foto hin und blickt durchs Fenster, als würde er einem rüchigen Vorgang draußen zusehen. Aber im Garten gibt es nichts zu sehen, es ist nur der Ausdruck angespannten Nachdenkens. Hilde, vierundzwanzigjährig, vor zwei Jahren. Vor zwei Jahren durchgebrannt, ausgerückt, abgereist. Tolle Geschichte. Grund? Keiner, viele, alle, grundloser Vogelstinkt, ausgeflogen. Also die Freiheit. Gut, die Freiheit, die sie jetzt beide haben. Aber vielleicht wartet er immer noch, wie? Berring steckt das Bild ein, aber dann nimmt er es wieder heraus und wirft es leicht auf den Schreibtisch. Steckt die Zündholzbüchse ein, schiebt

das Gefäch zu und geht wieder in den Garten. Komisch, daß jetzt im Garten etwas anders ist als vorher. Sicherlich nur Einbildung. Er nimmt im Liegestuhl Platz, zündet sich eine dünne Brasil an und findet ihr Aroma, ihre Würze ausgezeichnet. Dann betrachtet er die abwech-

In einer alten Biblischen Geschichte

*In einer alten Biblischen Geschichte,
Gelehrig einst der Schüler Rita F.,
Bekam ich eine Zeile zu Gesichte —
Ganz ohne kirchlich-christlichen Betreff
Stand rückwärts auf dem innern Deckelblatte:
„Ich habe den X. Y. so gern!“*

*Obwar der Gummi es entzogen hatte
Dem schafften Blitze der beehrillen Herrn,
War's halbwegs lesbar — so daß nur die Frage
Verbleibt nach dem geliebten Ypsilon
Gleich einer längstverschollnen süßen Sage,
Die da noch geht, nur weiß man kaum wovon...*

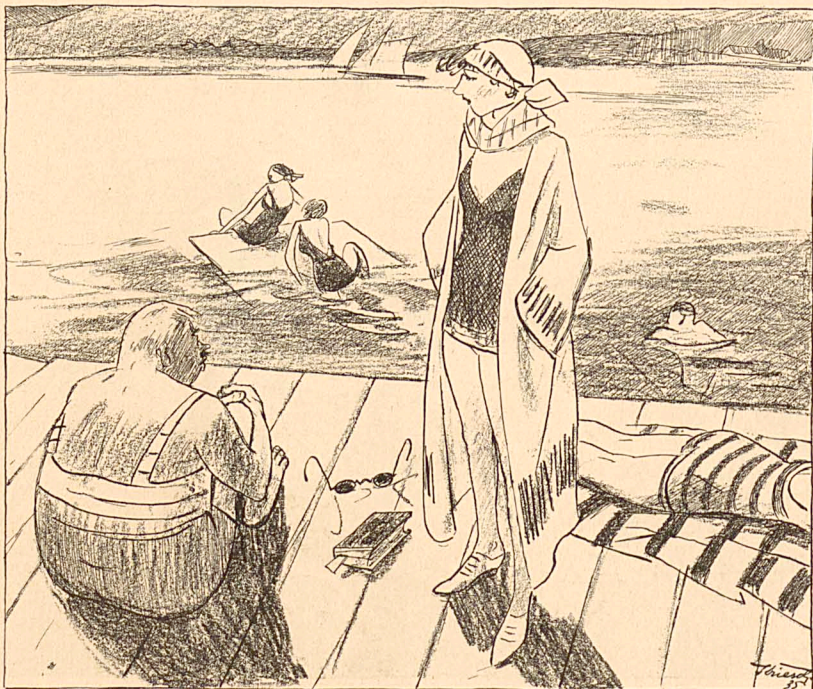
*War's einer jener glatten jungen Widte,
War's gar er selber — der Herr Katschet? —
O Gott, was nutzt die ganze Heilsgeschichte,
Wenn solches auf der letzten Seite steht!*

Wilhelm Meyer

lungsreichen Seiten der Illustrierten. Er hat zwar das Foto nicht eingesteckt, aber er wird es auch so nicht mehr sehen müssen. Unnötiges Abschweifen in die Erinnerung. Oder liegt etwas in der Luft heute? Als Hilde fort war, hat er den Rosenstock drüben gepflanzt, er gedeiht gut und hat gerade wieder zwei Blüten, helles, zartes Rosa, würde zu Hildes Teint passen. Kleine Blütenheide das. Aber Berring braucht das Foto nicht mehr anzusehen, das Interesse an den Vulkanausbrüchen, Schiffsuntergängen, Expeditionslagern, brennendem Öltanks und revolutionären Unruhen ist längst verschwunden. Er hat sich zurückgelehnt und halb die Augen geschlossen, als hätte ihn das Klima der Erinnerungen, die nun unaufhaltsam aufsteigen, matt gemacht. Er spürt die innere Verhärtung, in die er seitdem geraten ist, die Lichtlosigkeit, die Dämmerung, die Windstille, die schlaffen Segel. Denn was sind das schon für große Dinge mit seinem Wochenend? Ruhe, Zeitvertreib, ein bißchen Vergnügen mit Lesen und Rauchen und abends den Garten besprengen und ausgiebig schlafen, im Garten frühstücken, Zeitung lesen, eigener Herr sein. Es ist ja doch so, als wäre etwas eingeschlafen an ihm, wie man eine eingeschlafene Hand kriegt oder einen eingeschlafenen Fuß,

Das lüsterne Mädchen

(R. Kriesch)



„Gegen Sonnenbrand hat jeder sein eigenes Rezept. Was für Crème bevorzugen Sie eigentlich, Fräulein?“ — „Eiscreme!“

Ein heißer Tag

(Schluß von Seite 190)

taub und kaum zu bewegen. Du läufst ja mit einem eingeschlafenen Herzen herum, Berring. Er wird in den Herbstferien eine Reise machen. Seit Hilde weg ist, ist da unsichtbar wo, eine Tür zugefallen, für die es keinen Schlüssel gibt. Und gerade durch diese Tür müßte man hinaus, Nirgendwohin, aber hinaus. Es ist schön, in der Mittagshitze, in der Mittagsstille im Schatten zu ruhn. Muße für eine weite Reise, den unhörbaren weiten blauen Himmel entlang, immer weiter, immer ferner, ohne Ende. Berring ist dem Einschlafen nah, Bilder, Bilder, hinter der Netzhaut, Schaum, Traum. Er hat kein Fieber, aber es ist ihm etwas zittrig zumut, obwohl er ganz ruhig ist und nicht zittert. Das Bild hat ihn doch ein bißchen krank gemacht, ach ja, Hilde. Die schlanken, schlanken langen Beine. Berring schreckt leicht aus dem Halbschlaf auf. Jemand hat die Gartentür zugeschlagen. Es kommt jemand den Kiesweg herauf, er kann ihn noch nicht sehen, er will gerade rufen, als er zwischen dem kleinen Birkenlaub das Gesicht seiner Frau von der Seite sieht. Seine Frau geht auf das Haus zu, sie hat ihn nicht gesehen. Er rührt sich nicht, es ist ihm durch alle Glieder gefahren, in die Blutbahngedungen wie ein schweres Narkotikum. Sicher ist es irgend ein großes junges Mädchen, das Hilde außerordentlich ähnlich sieht, es gibt diese unbegreiflichen Ähnlichkeiten. Er hört, wie die Haustür geöffnet und wieder zugemacht wird. Sein Herz ist keineswegs mehr eingeschlafen, es klopft und pocht, als hätte es plötzlich eine Menge Arbeit vor sich. Und dann kommt aus einem offenen Fenster hinter ihm der entscheidende Ruf.

„Robert?“ Dann wieder die übervolle, heiße Gartensstille. Berring rührt sich nicht. Das war ganz wunderbar, ach, war das wunderbar. Robert? Die Hitze, die Stille, das übertrieben geschäftige Herz, Hildes Stimme, die ihm wie körperlich die Haut berührte. Keine Hoffnungen jetzt, keine Ängste, nur diesen Augenblick nie mehr vergessen. Er steht auf und geht durchs Gras auf das Haus zu, in dem es wieder völlig still ist. Er hat die hellen Gartenschuhe an und geht fast, lautlos. Dann sieht er durch das Heckenrosengitter jemand an seinem Schreibtisch sitzen. Er geht näher an das offene Fenster heran. Hilde hat den Hut abgenommen und neben sich gelegt. Sie sitzt in dem Schreibtischsessel und betrachtet ihr Bild, das Berring vorhin ausgegraben hatte. Berring sieht ihr zu. Sie ist braun und ein wenig voller im Gesicht, das gibt eine weichere Linie. Plötzlich hebt sie das Gesicht und sieht ihn draußen stehen. Ihr Mund öffnet sich, rot, feucht, ihre Augen werden glanzlos und still, stumpf, als wäre sie kurzatmig. Aber danach kommt ein sanftes, dunkles Licht in ihre Augen, und Berring fühlt nicht mehr den Grasboden unter den Gartenschuhen, er schwimmt in der heißen Luft, dabei hat er das Gefühl, als wäre eine tolle Glut in ihn hinein gestürzt, eine Glutmasse, die ihn schwer und unbeweglich macht, die ihn verbrennen und verzehren wird. Die nächsten Minuten sind unausdenkbar.

Plötzlich ist der Schreibtisch leer, und eine Tür schlägt zu, und Hilde kommt heraus in den Garten. Wie die Luft zugeht, dieses Gehen, Schreiten besiegelt seine Stunde. Sie lächelt, befangen, unsicher, scheu. „Ich wollte dich mal besuchen, Robert“, sagt sie.

Es ist gut, wenn man in solchen Augenblicken das Allerhöchste sagt. „Schön, daß du gekommen bist, Hilde“, sagt Berring und schüttelt ihre Hand. Wieso hat er nur plötzlich das Gefühl, als besänne er sich vergeblich auf eine Vorschrift unter der Rubrik „Erste Hilfe bei Unglücksfällen“. Es ist ihm wahrscheinlich an dieser fürchterlichen Nachmittagshitze,

Ein Non plus ultra

(Toni Bich)



„Na, diese wellenförmige Bewegung der Landschaft scheint mir doch übertrieben.“ — „Aber wieso denn? Vielleicht war gerade 'n Erdbeben.“

Kleine Bemerkungen

Wenn man im Leben keinen Erfolg hat, braucht man sich deshalb nicht ohne weiteres für einen Idealisten zu halten.

Es würde längst nicht so viel Dreck aufgewühlt, wenn nicht das Bedürfnis nach Sauberkeit Allgemeingut wäre.

Alle Debatten über das Jenseits gleichen dem Versuch, eine Platte zu entwickeln, mit der bis jetzt noch keine Aufnahme gelungen ist.

Abstinenten sind manchmal Leute, die auch ohne Rüschke mühelos Katerstimmungen erzielen.

Sobald sie im Leben das Nachsehen gehabt haben, neigen die Leute dazu, an eine Vorsehung zu glauben.

Ulkige Töne

Bei einem Sinfoniekonzert hatte Max Reger auch seine Mozart-Variationen aufgeführt. Wie üblich, kamen nach Schluß des Konzertes seine Freunde und Bekannten ins Künstlerzimmer, um ihn zu dem Erfolg des Abends zu beglückwünschen.

Außer den nächsten Bekannten glaubten jedoch stets einige Zuhörer — weniger aus persönlicher Zuneigung als aus gesellschaftlichem Ehrgeiz — mit dem Künstler ein paar Worte sprechen zu müssen.

So trat nach dem Konzert die verwitwete Frau Regierungsrat Dürkheim aus Meiningen

auf ihn zu und drückte ihm mütterlich die Hand.

„Ganz großartig haben mir Ihre Mozart-Variationen gefallen“, lächelte sie huldvoll, „besonders die eine Stelle, wo die Musiker mit den komischen langen, braunen Röhren“ (die Dame meinte die Fagottbläser) „ganz allein spielten . . . Das hörte sich ja putzig an! . . . Sagen Sie, Herr Hofkapellmeister, erzeugen die Musiker diese ulkigen Töne mit dem Munde . . .?“ Reger verzog seinen ohnehin schon recht breiten Mund zu einem diskreten Lächeln und meinte: „Wir wollen es doch stark hoffen, gnädige Frau . . .“

Lieber Simplicissimus!

An warmen Frühlingsabenden sind die in frischem Grün und Blütenschmuck prangenden Höhen von Stuttgart lebhaft begangen, hauptsächlich von jungen Leuten, die sich nicht nur des Lenzes, sondern auch ihrer Jugend erfreuen wollen. Da setzt man sich dann auf einsame Bänkechen, von denen man meist eine schöne Aussicht hat; oft auch auf solche, die mehr im Dunkel der Bäume stehen. Und wenn dort die Aussicht auch manchmal zu wünschens übrig läßt, die Aussichten sind für junge Leute um so günstiger.

Paul nützt diese wundervolle Gelegenheit nach Kräften aus. Er strebt mit seiner Dulzina immer wieder den Höhen zu. Eines Abends treffen sie Freund Emil, der im Zwielicht auf einer Bank im Anfliegen gierigen Blickes einen Liebesroman verschlingt.

„Mensch!“, zischelt Paul empört, „wie kann man nur! Des ischt ja grad, wie wenn oiner mitte em Gmüsgarte Konserve frißt!“

Untergang des Abendlandes?

(Olaf Gulbransson)



„MELANCHOLIA“
OLAF GULBRANSSON 35

Im Schatten seiner Sorgen grübelt der Philosoph über die Dinge, die da kommen sollen, und merkt nicht, daß inzwischen ein neues Europa aufzuleuchten beginnt.